

Reportage

Rolltreppe aufwärts

*Die Freudenberg-Stiftung
begleitet Migrantenkinder
von der Wiege bis zum
Einstieg ins Berufsleben*



Foto: Michael Neitzhammer

111

Kinderzeichnungen hängen an den Wänden, in der Ecke stapelt sich Spielzeug, in der Mitte des Raumes steht ein Tisch. Daran sitzen ein halbes Dutzend Mütter, das Kopftuch fest geknüpft, ihre Kleinen auf dem Schoß. „Zehn kleine Zappelkinder zappeln hin und her, zehn kleine Zappelkinder mögen dies so sehr“, singen sie auf Deutsch. Dann stimmen die Mütter einen türkischen Refrain an und begrüßen jedes Kind am Tisch.

Morgentliche Vorstellungsrunde im Mehrgenerationenhaus in Weinheim, der Stadt an der Bergstraße, die mit malerischen Gassen, Fachwerkhäusern und rustikalen Restaurants scharenweise Touristen anlockt.

Nach Weinheim-West hingegen fährt nur, wer hier wohnt. Die meisten Bewohner arbeiten in den Fabriken der Metropolregion Mannheim, viele sind nach Deutschland eingewandert.

Halime Et ist eine von ihnen. In Deutschland lebt sie seit über vier Jahren. Nach der Heirat holte sie ihr Mann aus der Türkei nach Deutschland. Seitdem wohnt sie in einer der Mietskasernen auf der anderen Seite der Straße. Während ihre Tochter an einem Ring lutscht, unterhält sie sich mit den anderen Müttern – auf Türkisch. Es geht darum, wie sie ihre Kinder am besten auf die Zukunft vorbereiten können.

Eine Zukunft, die Halime Et Angst macht, weil sie kaum Deutsch spricht, das Schulsystem nicht kennt und deshalb glaubt, sie könne ihrer Tochter auf ihrem Weg nicht helfen.

Gülsüm Kurnaz nickt. Die Mutter von fünf Kindern weiß, wie die junge Frau sich fühlt. So stand sie auch einmal da. Deshalb begegnet sie ihrer Furcht, bestärkt die Frauen darin, mit ihren Kindern in der Muttersprache zu reden und ihnen von der türkischen Kultur zu erzählen. „Je mehr ihr mit euren Kindern Türkisch spricht, desto mehr werden sie die Liebe für beide Sprachen entdecken“, erzählt Gülsüm Kurnaz.



Foto: Michael Netzhammer

Ein Dutzend Frauen begleitet Gülsüm Kurnaz im Rahmen von „Griffbereit“. Es ist eines von sieben Projekten unter dem Dach von „Integration Central“. Dieses Programm ist Teil der „Weinheimer Initiative“ – initiiert von der Stadt Weinheim zusammen mit der Freudenberg-Stiftung, um benachteiligte Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund gezielt zu fördern. Diese Unterstützung beginnt in der Krabbelgruppe, wird in Kindertageseinrichtungen, Grundschule und Hauptschule fortgesetzt, um dann den Jugendlichen mit dem Programm „Job Central“ einen Zugang in den Arbeitsmarkt zu bahnen.

„Neu daran sind nicht die einzelnen Methoden, sondern der darüber liegende biographiebegleitende Ansatz“, sagt Christian Petry. Der Geschäftsführer der Freudenberg-Stiftung sitzt einen Steinwurf von der alten Stadtmauer weg, in einem unscheinbaren, wenig repräsentativen Haus. Das Erscheinungsbild scheint der Stiftung nicht so wichtig, nicht so sehr wie ihre Projekte jedenfalls.

Von seinem Platz aus blickt Christian Petry auf das neue Weinheim, eine von zigtausend Städten, in denen es Kinder mit Zuwanderergeschichte schwerer als deutsche Jugendliche haben. Einen Grund dafür sieht er in der aufgeteilten Verantwortung. „Manchmal sind 24 Stellen in die Förderung eines Kindes involviert. Jede hat ihre Zuständigkeiten. Was fehlt, ist, gemeinsam Verantwortung zu über-

nehmen“, sagt Petry. Diese gemeinsame Verantwortlichkeit will er schaffen, zusammen mit der Stadt Weinheim.

Wer Kinder effizient fördern will, der muss auch auf die Eltern fokussieren und den Abstand zu Ämtern und Einrichtungen reduzieren. „Je größer die Entfernung zwischen Schule und Eltern, desto kleiner ist der Lernerfolg“, sagt Christian Petry.

Diese Distanz zu überwinden, ist Aufgabe von Gülsüm Kurnaz. Keine ist dafür besser geeignet, als die Frau mit dem breiten Lächeln und dem Tuch auf ihrem Haar. Als Migrantin weiß sie, mit welchen Problemen Menschen mit Zuwandererhintergrund zu kämpfen haben, wo Scham und Minderwertigkeitsgefühle eine besondere Ansprache brauchen. Und viel Geduld.

Gülsüm Kurnaz ist inzwischen eine von neun Begleiterinnen von Integration Central. Zusammen betreuen sie über 100 Eltern sowie deren Kinder. Für ihre Aufgabe werden sie intensiv geschult und auch bezahlt. Die Materialien hat die Freudenberg-Stiftung entwickelt. Sie erlauben, dass Eltern und Kinder gemeinsam wachsen können. „Wenn die Kinder in der Kindertagesstätte sich mit Blumen beschäftigen, mache ich das mit meinen Müttern auch“, erzählt Kurnaz. Zuhause können dann beide voneinander und miteinander lernen.

Die Frauen entwickeln Selbstvertrauen und Stolz auf ihre Kultur

„Es gibt keine effektivere Methode; das haben Studien inzwischen bewiesen“, sagt Khadija Huber von Integration Central. Deshalb geht es auch nicht nur um Sprachförderung allein. Gerade türkische Frauen leben häufig sehr zurückgezogen und isoliert. „Sie ins Alltagsleben zu holen, in die Gemeinschaft anderer Mütter, das kann Wunder bewirken“, erklärt die 36-Jährige Mutter von zwei

Kindern. Hier können sie über Familienprobleme reden, erfahren Hilfe beim Gang zu Ämtern und Ärzten und lernen auch eigene Ziele zu formulieren. „Viele Frauen entwickeln über die Jahre Selbstvertrauen und einen Stolz auf ihre eigene Kultur“, sagt Khadija Huber.

Was es heißt, in einer fremden Kultur groß zu werden, die die eigene Kultur nicht anerkennt, das hat die 36-Jährige schmerzvoll erfahren, als sie, damals drei Jahre alt, mit ihren Eltern aus Marokko in ein süddeutsches Dorf zog. Weil Lehrern oder Erzieherinnen der Name Khadija zu schwierig schien, nannten sie das Mädchen einfach Katja, ohne sich Gedanken über die Folgen zu machen. Khadija nahm es hin, genauso die täglichen Ausgrenzungen, wenn sie mit anderen Kindern spielte, sie aber ihre Freundinnen nicht besuchen durfte, nur weil sie Ausländerin war.

„Der Druck sich anzupassen war ungeheuer groß“, erinnert sie sich heute. Die angerichteten Verheerungen ebenso. Alles Marokkanische wurde in den eigenen vier Wänden versteckt; auch die Muttersprache, die darüber auf der Strecke blieb. Den Sprachverlust hat sie an ihre Kinder weitergegeben und sie damit vieler Möglichkeiten beraubt.

Die Verletzungen, die ständigen Entwertungen haben sich in ihre Seele eingebrannt. Es hat Jahre gedauert bis sie zu ihrem Namen, zu ihrem Selbstwert zurückgefunden hat. „Über mich selbst zu sprechen, das mache ich aus Prinzip nicht“, sagt sie. Es ist ein stiller Rückzug wie ihn viele Einwandererfamilien praktizieren, ohne dass sich die deutsche Öffentlichkeit die Mühe machte, nach den Gründen zu fragen.

„Meine Eltern hätten sich damals über ein Projekt, wie wir es heute machen, gefreut“, erklärt sie. Sie selbst hat über ihre Arbeit ein Ventil für ihre Wut gefunden.

Die 36-Jährige koordiniert die neun Mütterbegleiterinnen. Sie stimmt deren

Engagement mit den Verantwortlichen der beteiligten Krabbelgruppe, dreier Grundschulen und der Kindertagesstätte ab. Letztere liegt einen Steinwurf vom Mehrgenerationenhaus entfernt.

Dort treffen Kinder aus 18 Nationalitäten aufeinander, türkische, marokkanische, italienische, deutsche Kinder. Sie toben durch die Räume, deutsche und türkische Worte fliegen durchs Zimmer. Das Sprachengewirr fordert die Erzieherinnen heraus, denn jedes Verstehen dauert – Zeit die sie manchmal nicht haben. Auch deshalb freut sich Ulla Schmiel darüber, dass Migrantenkinder nun vier Mal die Woche sprachlich gefördert werden. Keine Frage – hier setzt langsam ein Umdenken ein. Schließlich hat das Sprachengemisch seine Vorteile. Manche Kinder sprechen bereits zwei oder mehr Sprachen. Außerdem erleben die Jungen und Mädchen, wie vielfältig auf der Erde gesprochen wird.

Vielfalt als Vorteil. Da hinkt das deutsche Schulsystem noch mächtig hinterher. „Unser System betont noch viel zu sehr die Defizite der Schülerinnen und Schüler. Das Schulsystem sollte lieber die eigenen Defizite beseitigen“, erklärt Christian Petry in seinem kleinen Zimmer.

Nach wie vor richtet das System seine Methoden an einem imaginären Durchschnittsschüler aus, den es in der Realität nicht gibt. Darunter leiden Hochbegabte genauso wie auffällige Kinder, vor allem aber beraubt es Migrantenkinder ihrer Chancen. „In den Naturwissenschaften trennen einheimische Jugendliche und Migrantenkinder aus der zweiten Generation 93 Leistungspunkte. Das entspricht dem Schulwissen von zweieinhalb Jahren“, zitiert Petry den jüngsten PISA-Report.

Die Zeche bezahlen Schüler wie die 15-jährigen Jasim und Mohamed oder die 16-jährigen Robert und Zedat aus der Klasse 9b. Sie sitzen an diesem Donnerstagnachmittag in einem verwa-

sten Klassenzimmer. Es riecht nach Anstrengung, Angst und Schweiß. Die vier beugen sich über einen Text. Den Aufsatz flüssig zu lesen, bereitet allen Schwierigkeiten. „Mann ist das schwer“, entfährt es Jasim. „Das Wort kapiere ich einfach nicht“, sagt der 15-Jährige zu Martin Uhr. „Deshalb bin ich ja da“, sagt der Student Martin Uhr.

An der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg studiert er Deutsch, Biologie und evangelische Theologie. Einmal die Woche fährt er nach Weinheim, liest mit den Schülerinnen und Schülern Texte. Sein Engagement zeigt Wirkung: „Ich habe mich von einer 5 auf eine 3 in Deutsch verbessert“, sagt Zedat stolz.

Den Förderunterricht ermöglicht eine Kooperation zwischen der Schulleitung, der Hochschule und der Weinheimer Initiative. Die Kosten übernimmt die Stiftung Mercator, die Ausführung überlässt sie hingegen Integration Central.

„Es ist ein gelungenes Beispiel dafür, wie Schulen, Kommunen und Stiftungen kooperieren können“, sagt Christian Petry. Das allein reiche jedoch für den Erfolg nicht aus. „Die Arbeit des PH-Studenten ist nur dann effizient, wenn er in ein Rückmeldesystem integriert ist“, sagt der Geschäftsführer. Wenn also die Beteiligten – Lehrer und Studenten – miteinander sprechen statt auf ihren Zuständigkeiten zu beharren.

Diese Arbeitsweise sei in der Bundesrepublik nicht genügend entwickelt, erklärt Petry. „Dass sie entsteht, dafür wollen wir Anstöße geben.“ Gegen den politischen Strom aber können auch Stiftungen wenig ausrichten, sagt der Geschäftsführer. „Bislang sind wir mit unseren Ideen eine Rolltreppe hinaufgehasst, die abwärts gefahren ist.“ Nun sieht er ein Umdenken in der Gesellschaft. Tatsachen und Realitäten würden nicht länger geleugnet. Die Sisyphosarbeit hat sich gelohnt. Die Rolltreppe hat sich nach oben zu bewegen begonnen.